

Der Musikjournalist und BZ-Kulturredakteur Johannes Adam im Gespräch

Herr Adam, Sie sind seit vielen Jahren als Musikjournalist für die Badische Zeitung tätig. Was fasziniert Sie an Ihrem Beruf? Warum sind Sie Musikjournalist geworden – und geblieben?

Musikjournalist bin ich geworden, weil da zweierlei in eins geht. Erstens: meine Affinität zur Zeitung. Ich lese Zeitung seit Kindheitstagen, solange ich lesen kann. Nach der Schule kamen bei mir zu Hause immer zunächst das Mittagessen, dann die Zeitung, dann die Hausaufgaben – in dieser Reihenfolge. Zweitens: meine – wahrscheinlich angeborene – Liebe zur Musik, die noch durch einen sehr brauchbaren Musikunterricht auf dem Gymnasium gefördert wurde. Nach dem Abitur habe ich dann in Freiburg Musikwissenschaft studiert. Als gebürtiger Saarländer aber unternahm ich die ersten musikjournalistischen Gehversuche nicht in Freiburg, sondern bei der Saarbrücker Zeitung. Im Juni 1985 schrieb ich dann meinen ersten Artikel für die BZ in Freiburg, und bei der bin ich bis heute.

Was hat Sie als Kind schon so an der Zeitung fasziniert? Das ist ja eher ungewöhnlich.

Ich wollte wissen, was läuft, was um mich herum geschieht. Damals gab es ja noch nicht die Medienlandschaft von heute. Die Zeitung gehörte in meinem Elternhaus gleichsam fest zur Familie, sie lag auf den Tisch, und da habe ich eben zugegriffen und mich informiert. Noch gut ist mir erinnerlich, wie ich mich als Pennäler durch die Musikkritiken der damaligen Autoren durchgequält habe. Ich wollte einfach wissen, was los ist, ohne schon sehr viel zu verstehen – weder von den Werken noch von dem, was da zur Interpretation geschrieben worden ist. Und so habe ich mich dann eingelesen und reingedacht, bin tiefer eingestiegen. Das hat mir immer mehr Freude bereitet, und das wollte ich auch können.

Sie sind auch Musikjournalist geblieben. Ist es immer noch die Faszination für die Musik?

Das Wort Faszination gefällt mir nicht so recht, es ist eine Begeisterungsvokabel, und dafür bin ich ein zu sachlicher Mensch. Ich würde da eher fragen: „Was gefällt Ihnen nach wie vor an diesem Beruf?“ Meine Antwort wäre: Ich bin ganz nah an der Musik. Mache sie zwar nicht selbst, aber ich setze mich mit dem klanglichen Phänomen auseinander, indem ich die Musik höre, über sie nachdenke und das Reflektierte dann in eine schriftliche Form bringe. Genau dies tue ich bis dato mit großer Freude. Da gehen bei mir Beruf und Hobby nahtlos ineinander über. Das ist sehr schön. Das genieße ich – zumal in der Musikstadt Freiburg.

Welchen Herausforderungen sehen Sie sich gegenüber?

Die Frage nach den Herausforderungen berührt Generelles: Eine wesentliche Herausforderung in unserem Beruf ist, dass man sich über ein akustisches Phänomen in geschriebener Sprache verständlich machen muss. Das kann man natürlich auch mündlich tun, wie am Rundfunk. Auch diese Erfahrung habe ich in meinem Leben gemacht. Der Rundfunk jedoch hat mich nie dauerhaft gereizt – im Gegensatz zur Schriftlichkeit der Zeitung. Herausforderungen gibt es auch, wenn einem beim Hören beispielsweise interpretatorisch etwas aufgefallen ist, was man aber nicht sogleich prägnant auf den Begriff bringen kann. Da muss man überlegen, probieren, feilen. Das macht Spaß.

Sie schreiben über ein Werk, eine Interpretation, setzen sich damit auseinander. Können Sie beschreiben, wie bei Ihnen eine Konzertkritik entsteht?

Das ist bei mir immer ein Dreischritt: Ich bereite mich auf das Konzert vor, besuche es und schreibe anschließend darüber. Letzteres geschieht meist am nächsten Morgen, manchmal sogar ganz früh. Vorbereiten heißt, das Werk hören, etwas darüber lesen, in die Partitur schauen et cetera. Das mache ich jedes Mal. Ich gehe nie unvorbereitet ins Konzert.

Abgesehen von der persönlichen Freude, über klingende Kunst zu schreiben, welche Aufgabe sehen Sie denn in der Konzertkritik?

Aufgabe der Konzertkritik ist es, über Programme, Werke und deren Interpretation angemessen zu berichten und sie zu beurteilen. Und zwar für die, die im Konzert waren, und auch für die, die das Konzert nicht besucht haben. Grundsätzlich setzt dieses Tun die Fähigkeit zur Einordnung voraus, sowohl musikgeschichtlich als auch interpretatorisch. Überdies soll der Artikel angenehm lesbar und in einem guten Stil geschrieben sein. Atmosphärisches und Besonderheiten des Konzerts sollten, wenn sie denn relevant sind, einfließen. Nur die Stücke – schlimmstenfalls noch in der Reihenfolge des Programms – knochentrocken und ohne Fragestellung abzuhaken, ist unerträglich öde. Bei CD-Kritiken, die schreiben wir ja auch, stehen oft interpretatorische Fragen im Vordergrund, da geht es weniger um Atmosphärisches. Kultur ist nichts Museales, sondern impliziert immer auch den Dialog. Die Kritik sollte konstruktiv sein, nicht eitel oder selbstverliebt, wichtigtuerisch oder pedantisch.

Warum schreiben Sie Kritiken?

Da steckt „Kritik“ drin, ein Wort das ich nicht sonderlich mag. Mir gefällt auch das Wort „Kritiker“ nicht oder gar das Wort „Kritikaster“. Ich beziehe mich lieber auf den altgriechischen Wortursprung. Da meint es die Tätigkeit des Beurteilens. Ein Musikkritiker, der diesen Namen wirklich verdient, sollte in der Lage sein, ein musikalisches Werk oder eine Interpretation kompetent und verantwortungsvoll zu beurteilen. Dazu gehören Fachwissen und viel Hörerfahrung. Letztere ist mindestens so wichtig wie das Fachwissen. Wir sollten wissen, was der Komponist will, sein Denken und seine Ästhetik möglichst gut kennen.

Darin klingt für mich auch Verantwortungsbewusstsein an?

Ja, so ist es. Gerade eine negative Kritik muss solide begründet und fundiert sein. Sonst wirkt sie wie aus der Luft gegriffen und ist schwer nachvollziehbar. Lob zu verteilen, ist einfacher. Eine Kritik sollte immer konstruktiv sein.

Können Sie den Begriff „konstruktiv“ noch etwas genauer fassen?

Konstruktiv bei einer Kritik bedeutet unter anderem, dass sie dem Interpreten helfen, ihn unterstützen soll. Ihm vielleicht einen Aspekt aufzeigen soll, den er eventuell vernachlässigt hat, oder eine Information beisteuern, über die er nicht verfügt hat. Das gilt auch für den Leser. Schön ist es, von einem Interpreten zu erfahren, dass die Besprechung seine Intention genau getroffen hat. Es gibt natürlich auch negative Rückmeldungen. Mit denen muss man leben. Wir exponieren uns ja bei unserer Medienarbeit, da muss man auch einstecken können.

Ihr Repertoire ist ja sehr vielseitig. Ein Schwerpunkt ist die Orgelmusik.

Die Orgelmusik ist mein Spezialgebiet. Ich schreibe seit 34 Jahren über die hochkarätigen Orgelkonzerte im Freiburger Münster. Die vier Münsterorgeln bieten Möglichkeiten, um die Freiburg beneidet wird. Mit diesem Spezialgebiet bin ich in Freiburg genau an der richtigen Stelle. Überhaupt haben wir als Musikjournalisten ein sehr breites Repertoire-Spektrum abzudecken, das von der Gregorianik bis zur Avantgarde reicht. Zu den Spezialgebieten kommen natürlich auch die jeweiligen Neigungsfächer. Dazu gehört bei mir in der Chorstadt Freiburg sicherlich auch Chormusik.

Nun arbeiten Sie im Moment in einer sehr besonderen Zeit. Wie hat sich Ihre Arbeit seit Corona verändert und wie sieht sie jetzt aus?

Der Terminjournalismus ist komplett weggebrochen. Es gibt ja keine Abendtermine, keine Konzerte, keine Opernpremierer mehr. Aus der in Freiburg oft fast nicht mehr bewältigbaren Terminfülle ist ein Terminmangel geworden. Wir Kulturredakteure müssen aber trotzdem auf den Kulturseiten unserer Zeitung spannende Themen und eine gute Themenmischung bieten. Da gilt es, sich umzuschauen und kreativ zu sein. Die Themen werden nicht mehr diktiert von den Terminen, von der Agenda. Das ist etwas Neues.

Gibt es etwas, von dem Sie sagen würden, es sei neu entstanden?

Ja, viele Kulturangebote im Netz. Die finde ich grundsätzlich legitim und gut, auch ich nutze sie. Fatal wäre es allerdings, wenn daraus eine Gratismentalität resultieren würde. Wenn man sich daran gewöhnen würde, alles zum Nulltarif zu bekommen, und später erstaunt wäre, wenn es wieder etwas kostet. Kultur kostet immer etwas, das ist so und bleibt so, daran gibt es nichts zu rütteln. Sie muss ihre Macher ernähren.

Welche Rolle spielt Ihrer Meinung nach das Philharmonische Orchester in der Stadt und Region?

Das Philharmonische Orchester hat in den Jahren unter Generalmusikdirektor Fabrice Bollon sein Renommee gesteigert. Gerade bei einem GMD aus Frankreich wäre aber ein vielleicht noch stärkerer französischer Akzent wünschenswert. Ich denke da etwa an Olivier Messiaen oder Henri Dutilleul. Auf jeden Fall honorig finde ich Bollons Engagement für den in Freiburg bislang weitgehend unbekanntem französischen Spätromantiker Albéric Magnard. Sehr verdienstvoll auch der Einsatz für César Francks Oper „Hulda“, auch wenn mir die Inszenierung nicht behagt hat.

Sie würden sich da einen klareren programmatischen Akzent wünschen? Was ist Ihrer Meinung nach das Einzigartige am Philharmonischen Orchester und was vermissen Sie?

Am Philharmonischen Orchester einzigartig ist, dass es unbeirrt sein Profil gegenüber der am Ort vorhandenen Konkurrenz geschärft hat, beispielsweise mit Wagner, mit Erich Wolfgang Korngold. Was ich etwas vermisse – bei einem Orchester, das sich erklärtermaßen als Orchester der Stadt versteht: Ich könnte mir ein stärkeres Engagement gerade für lohnende Komponisten vorstellen, die mit Freiburg verbunden waren und sind. Zu nennen wären Franz Philipp oder Markus Lehmann, der voriges Jahr 100 geworden wäre, am Freiburger Theater

sogar mal Kapellmeister war und mehrere Sinfonien geschrieben hat. Ich denke auch an das Schaffen von Peter Förtig, der an der Freiburger Musikhochschule lehrte und heute in Pforzheim lebt.

Wie kann ein Orchester Ihre Arbeit unterstützen?

Ich würde die Frage umdrehen: Wie kann ich das Orchester unterstützen? Die Antwort ist leicht: indem ich es unvoreingenommen ernst nehme und es kritisch begleite. Meine Bitte ans Orchester wäre, dass es spannende Programme macht und gute Konzerte spielt.

Herr Adam, haben Sie herzlichen Dank für dieses Gespräch.